

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

2006 – 2007

WALLSTEIN VERLAG

HORST FUHRMANN

SCHLESIEN – ŚLĄSK –
EINE PRIVATE EINLASSUNG

Am Anfang eine persönliche Bemerkung. Die folgenden Ausführungen sind privater Art; sie waren nicht dazu bestimmt, einen über Familie und Freunde hinausgehenden Kreis zu bedienen. Sie waren als Dank verfaßt, denn vor wenigen Monaten feierte ich einen hochzahligen Anniversartag; den Gratulanten schickte ich als Dank eine kleine Privatbroschüre »Ausflug in eine ferne Zeit. Reise nach Kreuzburg/Kluczbork im Oktober 2005«. Auch bei Herrn Albach, Kanzler des Ordens Pour le mérite, hatte ich mich für seine Glückwünsche mit diesem Bericht bedankt, und er schlug vor, das Heft zu reproduzieren und an die nach dem deutsch-polnischen Görlitz kommenden Ordensmitglieder zu verteilen: So kam Pilatus ins Credo. Den Anstoß zur Reise und zur Abfassung der kleinen Schrift hatten unsere beiden allmählich ins Alter gekommenen Kinder gegeben, die noch nie östlich der Oder gewesen waren und plötzlich – die biographische Neugier ist ein Altersphänomen – den Wunsch verspürten, die Herkunftslandschaft des Vaters kennenzulernen, für die sie das Urteil des Tacitus gelten ließen: Wer sollte da schon wohnen, nisi si patria sit, dort wohnt nur, wer dort zu Hause ist.

I

Ich gehöre zur Flakhelfergeneration wie Günter Grass und Joachim Fest, deren Juvenil-Autobiographien zur Zeit soviel Aufmerksamkeit finden. Wie Fest wurde ich 1926 geboren, allerdings nicht in Berlin, sondern in Kreuzburg/Oberschlesien, der »lieben, alten Stadt« des hier zur Welt gekommenen Gustav Freytag (1816-1895), unseres Ordensmitglieds (1887), dessen Kleinod jetzt der Allgäuer Hans Magnus Enzensberger trägt. Mit 16 Jahren wurde ich im Klassenverband zur Luftabwehr auf den Militärflughafen Gleiwitz geschickt und diente als Richtkanonier zur Seite bei der 3,7 cm Flak, danach zum Arbeitsdienst nach Deutsch-Krawarn bei Ratibor auf den einstigen Besitz derer von Eichendorff beordert (der Vater des Dichters, ein Leichtfuß, hatte es verspekuliert) und schließlich nach Tarnowitz zur Wehrmacht eingezogen, zu einer Truppe, die hauptsächlich aus Oberschlesiern, wenn man so will, aus Deutschpolen bestand, im Volksmund »Beutegermanen« genannt. Die Kommandosprache war zwar Deutsch, aber es wurde polnisch nachgeholfen: »Kompanie halt. Stoj.« Bei »stoj« stand man.

Unsere »journey to the roots« ging allein nach Kreuzburg und seinem Kreis. Kreuzburg, 1253 nach deutschem Recht gegründet, liegt knapp 100 km östlich von Breslau/Wrocław, nach Norden und Osten nicht einmal 20 km von der früheren polnischen Grenze entfernt. Treffort für uns war Breslau/Wrocław, Susanne kam aus Brüssel, Carsten (nach 8 Jahren China noch etwas europafremd) aus Frankfurt a. M., wir aus München. In Breslau zu sein, nicht den Ring und das herrliche Rathaus gesehen, nicht im Schweidnitzer Keller gegessen und nicht die Universität am Oderufer besucht zu haben, das alles (und noch vieles mehr, das nur angestippt wurde, wie die Bonhoeffer-Gedächtnisstätte, das Seminar, in das Wilhelm und Joseph von Eichendorff gingen, die Jahrhunderthalle u.a.m.) sind Besichtigungssünden, die wir zu vermeiden suchten.

II

Das Ziel jedoch war Kreuzburg bzw. Dörfer in seinem Kreis: das Elternhaus, der mütterliche Bauernhof und der väterliche Hof. Manches konnte noch im Vorbeifahren mitgenommen werden, Jakobsdorf (Jakubowice) z.B., wo meine Eltern über zwei Jahre in einem Arbeitslager festgehalten waren, zum Glück in einem landwirtschaftlichen, so daß man nicht hungerte. Wer für Polen »optierte«, erhielt seinen Besitz zurück und durfte bleiben, wer sich weigerte, blieb im Lager bis zu einer immer wieder hinausgezögerten Ausreise nach Ost- oder Westdeutschland. Bezeichnend für das »Oberschlesische« in diesem Lager war (die Oberschlesier galten für die Polen als »Autochthone«, als Menschen, die immer hier gewohnt hatten, die nur nicht ihres Polentums innegeworden waren), daß eine resolute deutsche Gefangene den polnischen Aufseher auf »Wasserpolsch« angefahren hat, er solle sie gefälligst respektvoll behandeln: »Mój chłop jest »Staatsbeamter«« (Mein Mann ist Staatsbeamter). Der Satz soll Wirkung gezeigt haben.

Oberschlesien und das Wasserpolsch ist ein eigenes Kapitel. Meine Eltern sprachen untereinander und mit Verwandten und Freunden ihrer Generation »Wasserpolsch«, beherrschten auch das Hochpolsche ganz leidlich. Mir haben sie verboten, Polnisch, auch Wasserpolsch, zu lernen und zu sprechen; es steckte ihnen das Erlebnis der sogenannten polnischen Aufstände von 1920 und 1921 zu tief in den Knochen und auch die von den damaligen Alliierten angenommene Gleichung, wer Polnisch spräche, sei Pole. Bei der Frage nach der Muttersprache haben bei der ersten amtlichen Erhebung 1890 im Kreis Kreuzburg rund 69 % Polnisch, nur etwa 31 % Deutsch als Muttersprache angegeben. Dennoch entschieden sich bei der Abstimmung 1921 95,8 % für den Verbleib bei Deutschland.

Wer freilich auf den Markt ging, wo die Bäuerinnen ihre Waren anboten, hatte es mit Polnisch leichter, und an der Hand meiner Mutter durfte ich mit einem bereitgehaltenen Löffel (der im breiten Rock der Bäuerin jeweils nach Gebrauch abgewischt wurde) die Butter schmecken, die masło (dobrze smakuje, um es phonetisch in furcht-

barem Wasserpolnisch zu sagen, dem deutsche Wörter beigemischt waren: schmeckt gut), so ging es fort mit den Eiern (jajka), der Ente (kaczka), dem Huhn (kura). Überhaupt war das Alltagsleben stark vom Wasserpolnischen bestritten: Hotttek hol den motek (hochpolnisch młotek: Horst, hol den Hammer) war ein Zuruf, den ich als Jüngster der Familie häufig hörte wie die liebevolle Anrede Guptasin und Hopek, Dümmerchen und Jungchen. Dieses Polnisch, in das sich zuweilen auch jiddische Einsprengsel mischten («was secht de Seeger?» – Was zeigt der Zeiger, wie spät ist es?), war Landschafts- und Zugehörigkeitsindiz. Das Flucharsenal war nahezu unerschöpflich, und wie kraftvoll furchterregend klangen die Ausrufe: pieronie jasny! psiokrew! (heißt wörtlich: »Hundeblut«) cholera jasna! Ein Kreuzburger Stadtschreiber führte gegen den Kreuzburger Rat im 17. Jahrhundert einen Beleidigungsprozeß; man hatte ihn ausgliedernd »Niemiec« (Deutscher) genannt, was er als Schimpfname empfand.

Umgekehrt blickten manche »Reichsdeutsche« auf die Oberschlesier verächtlich herab, auf diese »Pollaken«, die »Wasserpollaken«, die ihr »Wasserpolnisch« sprachen. »Wasserpolnisch« ist ein streng umgangssprachlicher Ausdruck; er stammt nicht eigentlich aus dem oberschlesischen, sondern aus dem mittelschlesischen Raum um Brieg und Ohlau. Der Ausdruck leitet sich von den Flößern ab, die »auf dem Wasser von Oberschlesien aus bis nach Glogau Waren« transportierten. Die Sprachwissenschaftler sprechen nicht von »Wasserpolnisch«, sondern von »polnischen Dialekten Oberschlesiens«. Aber auch im Polnischen wird das entsprechende Wort für »Wasserpolnisch« vermieden. »In der hochpolnischen Sprache heißt diese Mundart »dialekt śląski«, die Oberschlesier sagen in aller Regel »po ślonsku«, in manchen Gegenden (Ratibor, Teschen) »po naszymu«, was soviel bedeutet wie »in unserer Sprache, auf unsere Art«. Die Polen betrachten das Oberschlesische eher abwertend, als polnisch-deutsches Kauderwelsch, für die Oberschlesier selbst handelt es sich dagegen um ein bedeutendes Zeichen ihrer Identität und Abgrenzung von den Polen. (Die Aufklärung verdanke ich Prof. Dr. Peter Chmiel, z. Zt. Opole / Oppeln, der über das Phänomen einen eigenen Aufsatz verfaßt hat: Sprache als Identifikationsfaktor. Soziolinguisti-

sche Überlegungen zur Funktion der oberschlesischen Mundart. In: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, Bd. 5, 1997; vorstehende, in Anführungszeichen gesetzte Zitate stammen aus Texten des Herrn Kollegen Chmiel).

III

Aber nicht jeder Oberschlesier nahm die in herabsetzender Absicht ausgesprochene Betitelung »Pollak« hin, es kam zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, zumal in solchen Landschaften, die in größerer Zahl oberschlesische Zuwanderer aufgenommen hatten. An der Spitze ist hier das Ruhrgebiet zu nennen. Die Dortmunder Zeitung meldet unter dem 21. Februar 1879: »Zwischen dem in dem Hösch'schen Stahlwerk beschäftigten Fabrikarbeiter Johann Dombrowsky ..., jetzt hier wohnhaft, und dem in demselben Etablissement beschäftigten Walzmeister Wilhelm Feiler entstand am 3. Oktober vergangenen Jahres Streit, der schließlich auf beiden Seiten zu Tötlichkeiten führte. Dombrowsky, welcher von Feiler »Pollak« titulierte wurde, wurde dadurch sehr erregt, ergriff eine glühende Eisenstange und rückte mit dieser dem Feiler zu Leibe, der aber den Schlag parierte ... Dombrowsky wurde zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt.«

Die Dombrowskys rächten sich auf ihre Weise; sie waren fruchtbar, und man ist versucht, an den Schluß von Kleists Novelle »Michael Kohlhaas« zu denken, wo es heißt: »Vom Kohlhaas (dem Rechtsverletzer) aber haben noch im vorigen Jahrhundert ... einige frohe und rüstige Nachfahren gelebt.« Die jetzt gültigen Telefonbücher weisen folgenden Tatbestand aus: In Dortmund gibt es 14 Feiler, aber 44 Dombrowskys; in Düsseldorf steht das Verhältnis 4 zu 43, in Duisburg gar 2 zu 54, in Gelsenkirchen aber sind 70 »frohe und rüstige« Dombrowskys gegenüber keinem einzigen Feiler ausgewiesen.

Sicherlich brachten die Dombrowskys auch andere Qualitäten in das Ruhrgebiet mit als ihre überbordende biologische Potenz, und aus

meinen Kindheitserinnerungen möchte ich nicht streichen die Namen Kuzorra, Tibulski, Szezan, Zajons, Sobotka, Badorek, Spieler der Fußballmannschaft Schalke 04, eines Stadtteils des »Feilerfreien« Gelsenkirchen, ursprünglich einer von 14- bis 16jährigen gegründeten Straßenmannschaft, die siebenmal Deutscher Meister wurde.

IV

Nach diesen oberschlesischen Abirrungen zurück zum Reisezweck. Die drei Zielorte, die wir ansteuerten, allesamt im oberschlesischen Landkreis Kreuzburg gelegen, waren in sehr unterschiedlichem Zustand: das Elternhaus in Kreuzburg durchaus intakt, umgeben von einem üppig wuchernden, fast verwilderten Garten, der mütterliche Hof in Ludwigsdorf geradezu verfallen mit einem arbeitslosen Besitzer, der Stall, Scheune, Auszughaus hat einstürzen lassen, der väterliche Hof in Jeroltschütz hingegen sehr gepflegt und reich ausgestattet.

In Jeroltschütz hatten wir unser eigenes Erlebnis. In der Dorfmitte steht eine schöne Schrotholzkirche aus dem 17. Jahrhundert, umgeben von einem alten Friedhof aus deutscher Zeit, den die Polen weiter benutzen. Freilich sind die deutschen Grabdenkmäler so gut wie alle verschwunden; manche dieser Marmorblöcke dürften dem Wiederaufbau gedient haben, so z.B. der Warschauer Altstadt, die die Deutschen dem Erdboden gleichgemacht hatten. Es gab, so kürzlich der polnische Generalkonservator Andrzej Tomaszewski, »phasenweise einen organisierten Vandalismus, der sich als staatliche ›Aktion zur Beschaffung von Baumaterialien‹ für den Wiederaufbau Warschaus und anderer Städte ausgab.«

Vor ca. 35 Jahren war ich auf dem Jeroltschützer Friedhof und irrte um die alte Schrotholzkirche herum auf der Suche nach der Grabanlage der Familie meines Vaters, als mich ein uraltes Mütterchen in leidlichem Deutsch ansprach, was ich denn suche. Als ich mein Ziel nannte, führte sie mich zu einer kahlen, aufgewühlten Stelle, das sei der Grabplatz gewesen: »Von den Fuhrmanns gibt es keine Spur

mehr, niestety (leider).« Melancholisch gingen wir also über diesen ramponierten Gottesacker, als Susanne plötzlich rief, hier läge eine Platte mit einer Susanna Fuhrmann und einem Heinrich. Die Identifizierung war einfach. Es war Teil der Familienlegende, daß Großmutter ihre drei Söhne bei Kriegsausbruch am 1. August 1914 ausgestattet und gesegnet hatte, sich dann erschöpft hingesetzt habe und tot umgesunken sei: Der Schlag hatte sie getroffen. Kurz: es war die offenbar durch Jahrzehnte auf dem Friedhof vagabundierende Grabplatte der Großeltern. Mit polnischer Hilfe und auf mancherlei Umwegen gelangte die Platte zu uns: Sie hängt in unserer Diele in einer kapellenähnlichen Ecke. Wir hingegen fuhrten nach Breslau zurück; von hier flog jeder an seinen Wohn- und Wirkungsort.

V

Schlesien, speziell Oberschlesien, hat im 20. Jahrhundert ein dramatisches Schicksal durchlitten, von dem auch Kreuzburg betroffen war. Durch Jahrhunderte jedoch, bis zur Reichsgründung 1871, dämmerte der Ort verschlafen dahin, mögen auch politische und verwaltungsmäßige Veränderungen, auch Umbrüche, stattgefunden haben. War es deutscher oder mehr polnischer Geist? Von dieser Zeit vor dem Kultur- und Nationalitätenkampf gibt es ein ungewöhnlich aussagestarkes Zeugnis: 1868 bis 1870 unterrichtete ein Schweizer Gymnasiallehrer an Kreuzburgs »Höherer Bürgerschule«; er war ein äußerst mitteilbarer Mensch und hat in diesen zwei Jahren fast dreißig »Schreibbriefe« (so der Terminus für die mehr oder minder ausführlichen Schilderungen des kleinstädtischen Lebens) an seine Familie in Basel geschickt. (Ediert und kommentiert in meinem Band: »Fern von gebildeten Menschen«. Eine oberschlesische Kleinstadt um 1870, München 1989).

Der Mann war kein Nobody, er war es durch sich nicht und noch weniger wegen des Verdienstes um das Werk eines Großen der europäischen Geistesgeschichte. Es handelt sich um Jacob Oeri (1844-1908), den Neffen Jacob Burckhardts (1818-1897), der ebendiesem

Jacob Oeri einen wichtigen Teil seines Nachlasses anvertraut hat mit der ausdrücklichen Anweisung, ihn nach Lektüre zu vernichten. Oeri setzte sich über Burckhardts Weisung hinweg und stellte mit großer Umsicht die »Weltgeschichtlichen Betrachtungen (1905)« aus dem mehrschichtigen Material einer Vorlesung »Über das Studium der Geschichte« zusammen, die Burckhardt von 1868 an mehrmals hielt. Zu den Hörern gehörte auch Friedrich Nietzsche, der sich über die Weisheit des Vortrags enthusiastisch und mit dem ihm eigenen Hochmut (kaum jemand – außer ihm – habe die Gedankentiefe erfaßt) äußerte.

Daß die intellektuelle Wucht dieser Vorlesung auf uns gekommen ist, verdanken wir eben unserem Jacob Oeri; er hat den Titel »Weltgeschichtliche Betrachtungen« eingeführt und eine fortlaufende Lektüre gestaltet. Diese reflexionsdurchtränkten Sentenzen wurden zu einer Art Brevier der Historiker. Gerade die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, die die gefügte Ordnung durcheinanderbrachte, ließ viele Historiker und Geschichtsinteressierte in einer fast religiösen Sympathie zu dem Band greifen. 1982 ist eine minutiöse kritische Edition des Vorlesungsmaterials »Über das Studium der Geschichte« erschienen, und sie ließ erkennen, »wie taktvoll und verantwortlich Burckhardts Neffe gearbeitet« hat (G. Seibt); er erst hat aus den verwirrenden Zetteln, den Einschüben, den Veränderungen, auch den Verschlinkungen einen lesbaren Text gestaltet. Die Strahlkraft von Jacob Burckhardt wäre geringer gewesen ohne Oeris Redaktionstat.

VI

Dieser Jacob Oeri berichtet an seinen von ihm verehrten Patenonkel Jacob Burckhardt in einem »Schreibebrief«, für den er sich fast ein halbes Jahr Zeit gelassen hat. »Das Nest, in dem ich mich befinde, hat den besten Willen, eine große Stadt zu werden, hat es aber bis jetzt noch nicht über fünftausend Einwohner und, was schlimmer ist, noch zu keinem rechten Straßenpflaster gebracht. Außer einem großen Dampfmühlenétablissement ist nichts hier, was an Industrie

erinnerte, es ist das reine Landstädtchen. Aber freilich ein Landstädtchen, wie sie in Wasserpodolien zu sein pflegen, eines, wogegen Liestal [Hauptort des Kantons Basel-Land] noch großstädtischen Charakter zeigt! Ueberall stehn noch ganz erbärmliche Baraquen, vor zwanzig Jahren muß es hier noch schlimmer als bei uns im schmutzigsten Dorfe ausgesehn haben. Doch allmählig wird es auch besser. Man muß es den Leuten lassen, daß sie zur Hebung ihres Ortes Etwas thun, und besonders der Bürgermeister ist ein tüchtiger Beamteter, der bei seinen Pappenheimern durch moralischen Zwang Vieles durchzusetzen versteht. So ist ein ziemlich großes Schullehrerseminar [das Lehrer ausbildet, die auf deutsch und auf polnisch unterrichten können] hergekommen, auch ein Kreisgericht und ein ziemlich großes Zuchthaus beweisen, daß man sich an einem der Hauptorte des Regierungsbezirkes befindet.

Die Leute hier sind eine gutmüthige, aber nicht eben allzu geistreiche Race. Die, mit denen ich zu thun habe, d.h. die Beamten und tiers état sind lauter Deutsche, die untern Stände in der Stadt aber und die Bauern der Umgegend durchweg Pollaken, die im Begriffe stehn, germanisiert zu werden. Als ich her kam, glaubte ich, ich würde gezwungen werden, das Polnische zu lernen, aber außer ein paar nothwendigen Redensarten kann ich davon noch absolut nichts. Die hiesigen Polen sind größtentheils protestantisch, sprechen ihren besonderen Dialect [das »Wasserpölnische«] und halten sich glücklicherweise von jeder nationalen Agitation fern, der große Grundbesitz ist längst nicht mehr in ihren Händen.

Der Handel in der Stadt wird größtentheils von Juden betrieben, welche hier die erste Phase der Civilisation durchmachen, um später in Breslau resp. Berlin die höchste Culturstufe zu erreichen. Das eigentliche total schmutzige polnische Judenthum beginnt zum Glück erst jenseits der russischen Gränze; diese Sorte zeigt sich hier bloß an Markttagen in ihrer Glorie.

Deutsch, resp. germanisiert sind Grundbesitzer, Beamtete, Handwerker etc. Geistig, wie gesagt, nicht sehr hervorragend, halten die Herren Etwas auf gutes Essen und Trinken – und man lebt hier viel besser als in Berlin –, gehn fleißig auf die Jagd und entwickeln sehr

geringe ökonomische Tugenden; es scheint fast, als ob das viele polnische Blut in ihnen noch nachwirkte. Ein Hauptvergnügen für die hiesige Gesellschaft ist es nun, wenn irgendwo irgendein Scandal vorfällt. Hat einer einem eine Grobheit gesagt, so ist man sicher, daß vierzehn Tage lang in Creutzburg von nichts Andreem gesprochen wird; das Volk ist so klatschsüchtig, daß das geheime bellum omnium contra omnes nie aufhört. Was würde denn auch sonst aus dem unentbehrlichen gesunden Aerger? ...

Unsere Schule leistet unter ungünstigen Verhältnissen das Mögliche. Es ist dummerweise eine Realschule, wo Griechisch gar nicht und Latein nur in den drei untern Classen ernstlich dociert wird. Auch ist es augenscheinlich den meisten Eltern und Schülern nur darum zu thun, daß die Classen bis tertia absolviert werden. Sobald die nothdürftigste Bildung vorhanden ist, muß der junge Herr, zumal wenn er Jude ist – und 33 % sind Juden – ins Geschäft, und anderseits gehn viele der bessern Jungen von uns auf die Gymnasien der Umgegend ab. Auch der Mangel einer prima macht sich vielfach fühlbar. Nichtsdestoweniger läßt sich besonders in den untern Classen etwas Ordentliches erreichen und ich speciell bin froh darüber, daß ich jetzt im Lateinischen einmal mit den Elementen anfangen kann, obschon die Dummheit, womit ich zu kämpfen habe, oft zum Verzweifeln ist. Es muß das eben einmal durchgemacht werden. In den obern Classen gebe ich preußische, mittelalterliche und neuere Geschichte, ich bin an unserer Schule der Historiker par excellence und ärgere mich dabei, daß ich so Vieles vergessen habe. Es ist jedenfalls gut, daß ich gezwungen bin, mich wieder einmal tüchtig mit Geschichte zu beschäftigen.

Im Ganzen sind auch die Jungen ein sehr mäßig begabter Schlag; an einzelnen guten Köpfen muß man sich eben schadlos halten. ... Im nächsten Frühjahr werde ich, wo möglich, eine kleine Reise nach Galizien machen, was man von hier aus sehr leicht haben kann. Eine so originelle Stadt wie Krakau darf man nicht zu sehn versäumen, wenn man einmal in der Pollakei ist ... Hier zu sein, ist gerade kein Vergnügen, doch muß es ertragen werden, und ewig wird auch hoffentlich mein Hiersein nicht dauern.«

Es ist eine Lust, in den fast dreißig »Schreibebriefen« zu wandern, denn Oeri ist von ungewöhnlichem Berichtseifer, und ihm, dem in begüterten und gesitteten Verhältnissen Aufgewachsenen, kommt das Leben in dieser Kleinstadt zwar primitiv, aber interessant vor. »Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches«, das hat Goethe der oberschlesischen »Knappschaft zu Tarnowitz« 1790 ins Gästebuch geschrieben, zugleich aber Schlesien »ein zehnfach interessantes Land« genannt. Und Jacob Burckhardt hat dem chronisch unzufriedenen Patenneffen Kreuzburg gleichsam als Therapeutikum verschrieben: es sei durchaus von Wert, »einmal ein paar Jahre an den äußeren Rändern der Culturwelt gelebt zu haben«.

VII

In einem Brief an die Eltern stöhnt Oeri auf und beschreibt das Erscheinungsbild der verschiedenen Bevölkerungsgruppen: »Und die Bevölkerung! Ich hatte wohl gewußt, daß hier schon viel polnisch gesprochen wird, aber daß das sämtliche Landvolk polnisch ist, hatte ich doch nicht gedacht. Da sieht man denn die Männer mit kurzen blauen Jacken, die Kanonen über blaue Hosen gezogen und bei kaltem Wetter einen blauen, bis weit unter die Kniee reichenden Mantel tragend, die Weiber mit blau und weiß gestreiften Röcken und Halskrausen ... Und wie ganz bodenlos besoffen können diese Polen sein! Und die allgemeine Barfüßigkeit! Man sieht diesen Leuten wirklich nach Onkel Jacobs Ausdruck *misère et compagnie* an. Immerhin aber ist es interessant, einmal an einem solchen Orte die Vermengung von Polen, Deutschen und Juden kennen zu lernen.« Und wenig später legt er nach: »Die Bewohner gefallen mir ... und das Studium derselben ist ethnologisch interessant. Heute als am Sonntag wimmelt wieder Alles von geputzten polnischen Bauern mit ihren Gemahlinnen; gestern dagegen war auf der Promenade ... die ganze Judenschaft zu treffen, und das wie aufgedonnert! Am schönsten waren zwei hübsche Jüdinnen, die eine von Kopf zu Fuß orangegelb, die andre blitzblau gekleidet. Hier sieht man auch sehr

häufig eigentliche polnische Juden mit dem langen Kaftan und den geringelten Haaren. Man ist dem Orient um ein merkliches Stück näher. Polen habe ich noch wenig kennen gelernt, da die obere Stände hier durchweg deutsch oder germanisiert sind. In der Schule habe ich allerdings verschiedene Polenjungen, die fast durchweg gute Schüler sind.«

VIII

Das jüdische Element spielt in der Schule und im städtischen Leben eine erhebliche Rolle. Oeri gibt den Anteil der jüdischen Schüler mit 33 % an, und man mag die Angabe angesichts eines jüdischen Bevölkerungsanteils von lediglich 7 % für entschieden zu hoch halten, aber die Schulprogramme der Jahre 1868 bis 1870 bestätigen andeutend das Zahlenverhältnis; bei rund 160 Schülern sind gegen 90 evangelisch, 20 katholisch und fast 50 jüdisch. Fraglos trugen die Juden zur Hebung der städtischen Kultur bei und nicht minder zur Wohnqualität des Ortes. Es war der jüdische Armeelieferant Simon Cohn (1833-1892), der 1873 die materiellen Voraussetzungen zur Errichtung eines humanistischen Gymnasiums in Kreuzburg stiftete und wenig später sich auch am Bau einer mächtigen Synagoge beteiligte: Er war der größte Wohltäter der Stadt.

Dennoch: die harkyonischen Zeiten des friedlichen Zusammenlebens von Deutschen, Polen und Juden wurden nach der Reichsgründung von 1871 erheblich gestört durch die preußische Provinzialverwaltung, speziell die Schulgesetzgebung, die nur noch das Deutsche als Unterrichts- und Amtssprache zuließ, und durch den bald einsetzenden Kulturkampf, der die meist katholischen Polen von den überwiegend evangelischen Preußen entfremdete. Für die Zeit vor 1870 jedoch gilt die Beobachtung Oeris: Die Polen »halten sich ... von jeder nationalen Agitation fern«, eine Tugend, die heute links und rechts der Lausitzer Neiße in Görlitz/Zgorzelec geübt wird. – Gott sei Dank, chwała Bogu!